

## 19. September, 1:30 Uhr, unter dem Pflaster Berlins

Er sah sie an, seit Stunden. Die Frau hielt einen Schleier über ihren Kopf und war nackt. Alles entsprach seiner Vorstellung: Sie stand hinter dem Glas und konnte ihn nicht sehen. Aber sie hörte seine Stimme und sie tat, was er ihr befahl. Lange würde sie dieses Spiel nicht mehr ertragen, doch das war egal, weil er sie nicht mehr brauchte. Es war vollbracht.

Oft hatte er so gestanden und sie angesehen. Meist hatte dann der Russe neben ihm auf dem Schemel gesessen und der Geruch der Farbe hatte sich mit dem Gestank des Russen vermischt, Knoblauch und dieses scheußliche Kraut. Aber der Russe war fort. Er hob die Hand und berührte das Glas.

*Ich will nicht wissen, wie du riechst. Ich will deine Haut nicht berühren, nicht deinen Namen wissen und nicht erfahren, wer du bist. Du denkst nicht. Es ist mir egal, was du denkst. Du kannst mich hassen, solange du folgsam bist. Du wirst mich nicht sehen. Ich bin nicht da. Und ich bin alles für dich, dein Schöpfer. Darum sei still, überlass dich. Zeig mir deine Anmut. Rühr dich nicht, denn du bist frei von Furcht. Ich will, dass du angstlos bist, dass du alles Irdische abstreifst. Atme nicht, denn du hast keinen Atem. Du hast auch kein Herz. Ich fülle deinen Körper mit der Klarheit meiner Gedanken. Du bist das Licht. Du bist der Triumph und die Jugend. Du bist die Reinheit des Blutes und die Schönheit weißen Fleisches. Du bist ewig wie der Tod. Du bist mein Gedanke. Du gehörst mir. Dein Bild wird mich lieben; und ich bete es an.*

## 10:15 Uhr, Berlin-Oberschöneweide, Wilhelminenhofstraße 20A

Es musste verbrennen. Paul kniete vor dem alten Kachelofen der Wohnung, in der er seit sechs Monaten lebte, und sah in die Flammen. Dass er hier wohnte, sah man den anderthalb Zimmern kaum an. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, die abgewetzten Tapeten mit dem lächerlichen Blütenmuster hinter ei-

ner Lage preiswerter Raufaser zu verstecken, geschweige denn, den braunen Ölanstrich der Dielen oder die blätternde Farbe der maroden Fensterrahmen zu erneuern. Das Mobiliar bestand hauptsächlich aus zirka dreißig Bücherkartons, bedruckt mit der Aufschrift »ZAPF Umzüge«. Er hatte die Kartons nicht ausgeräumt, sondern einige so zusammengeschoben, dass die Matratze mit dem griesen Bettzeug darauf passte.

Hier lag er, schlief, wenn er konnte. Meist gelang ihm das erst, wenn vor der dreckigen Fensterscheibe der Morgen begann. Oder er saß am Tisch. Die Tür, die den Raum von der dahinter liegenden Kammer trennte, hatte er aus den Angeln gehoben, sie als Schreibtischplatte über weitere Bücherkartons gelegt. Von hier aus konnte er ein Stück der Wilhelminenhofstraße überblicken. Den Drehstuhl, auf dem er saß, hatte Paul in dem ihm zugewiesenen Keller gefunden. Seine Kleider, für deren Reinigung er einmal im Monat einen Waschsalon in der Edisonstraße aufsuchte, lagen ungeordnet in einem Hartschalenkoffer. Nur die Hemden und die Anzüge hingen unberührt in einer Kleiderkiste.

Er hatte keinen Anlass mehr, dieses Business-Zeug zu tragen. Es bedeutete ihm nichts mehr. Und er sah keinen Grund, sich dieses Drecksloch wohnlich zu machen. Er war auf Durchreise, auch wenn er nicht wusste wohin. Seit Monaten lebte er mit dem Gefühl, dass dieses Provisorium nur ein Zwischenstopp auf dem Weg zu einem neuen Leben war, das es irgendwo für ihn geben musste, nachdem die Zeit mit Hannah zu Ende gegangen war.

Zehn gemeinsame Jahre, die Wohnung in der Bölschestraße, ganz nah am Müggelsee, das gemeinsame Glück, die abgestotterten Raten, das Auto, die Ferien in Andalusien; das war endgültig vorbei. Selbst der Schmerz und die Wut wären längst verflogen, wenn Emma nicht wäre.

Sie war jetzt sieben. Im Juni hatte sie Geburtstag. Paul hatte seine Tochter in den letzten Monaten nur zweimal gesehen, aus der Ferne. Der Gedanke an Emma war wie ein wunder Punkt, den er fürchtete. Und doch war ihr Foto, das Paul an die Tapete

geheftet hatte, der einzige Halt, den sein Blick fand in diesem Interieur aus Gleichgültigkeit.

Von Wert war ihm sonst nur sein Notebook. Und der Kühlschrank, den er nach dem Einzug gekauft hatte und der die winzige Küche seitdem mit einem sonoren Grundton füllte. Nach einigem Hin und Her hatte er einen W-LAN-Anschluss erhalten. Außerdem hatte er die Heftpflaster über der defekten Klingel an seiner Wohnungstür sowie auf dem Briefkasten im Hausflur erneuert, und darauf mit einem Filzstift seinen Namen geschrieben: *Paul Tarnert*.

Es musste verbrennen. Paul blickte in das Feuer, das im Loch des Ofens tanzte. Vernünftig, einen Schlusstrich zu ziehen, wenn etwas vorbei war. Ein klarer Schnitt brachte Ordnung. Es war doch gut, dass es ausgestanden war. Die Verletzungen, das ewige Misstrauen, die Missgunst. Emma immer dazwischen. Es war nicht mehr gegangen.

Auch mit seinem Job in der Agentur nicht. Brauxel & Partner. Peter Brauxel, dieses mediokere, eingebilddete Arschloch. Der hatte seinen Reibach gemacht mit Pauls Ideen und Konzepten, hatte ihn ausgenommen wie eine Weihnachtsgans.

Kampagnen für die Verkehrsbetriebe, für den Berliner Zoo, Möbelhäuser, Schuhpflegemittel, Baumaschinen, Entwässerungssysteme ... Worüber hatte Paul sich nicht alles den Kopf zerbrochen in den letzten Jahren. Jetzt wusste er, dass die Kohle und Brauxels kumpelhafte Lob die Zeit nicht wert gewesen waren, die er Emma vorenthalten hatte. Denn Brauxel hatte sich gemästet an Pauls Kreativität, sich in Szene gesetzt vor den Kunden, den wichtigen Kontakten. Paul war sein Lakai geblieben.

Klare Schnitte, reinigende Flammen. Paul hatte sich diese Wohnung besorgt, die ihm selbst dann niemand nehmen würde, wenn die letzten Ersparnisse aufgebraucht wären. In der Firma hatte er sich krankgemeldet, Brauxel die Kündigung per Einschreiben zugesandt und mit der Buchhalterin einen Termin vereinbart, um seinen Schreibtisch in der Agentur zu räumen, ohne Brauxel noch einmal begegnen zu müssen.

Er spürte die Wärme in seinem Gesicht, roch den Rauch.

Nach der Kündigung hatte er sich im Amt gemeldet. Er hatte keinen Widerspruch eingelegt, als man ihm die Zahlungen drei Monate lang sperrte. Es war ihm egal. Es würde schon irgendwie reichen, eine Familie gab es nicht mehr – wozu dann noch dieser Job, der ihn lähmte? Er war jetzt 43 und stand wieder am Anfang, zwischen Trümmern. Es blieben ihm nur Wut und Verzweiflung, die er an keinem auslassen konnte, weil niemand mehr da war.

### **11:00 Uhr, unter dem Pflaster Berlins**

Es war ihr gelungen, die Tür zu öffnen, die er verriegelt hatte, aber der Mann mit den breiten Schultern hatte sie gefunden. Sie hatte ihn austricksen wollen und das mochte aus ihrer Sicht auch verständlich sein. Es war dennoch lächerlich. In den Gängen in der Finsternis war sie nicht weit gekommen und natürlich hatte er sie aufgespürt, auch wenn es ihn ein wenig Mühe gekostet hatte. Und es war lächerlich, dass sie Schwierigkeiten machte, bettelte, kratzte und ihn biss wie ein Tier. Denn er wusste ja, wie er dieses Tier zu nehmen hatte. Wie er es zurückbekam in den Stall, und dass es jetzt in Ketten gelegt werden musste.

Er schleifte sie durch die Gänge zurück und legte ihr die Kette um die Handgelenke. Die Kette würde ihre Handgelenke wund scheuern und dann war sie nur noch halb so schön. Ohne ihre Schönheit war sie ein Dreck. Ein Dreck und ein Risiko. Denn sie hatte den Mund aufgemacht und die Regeln verletzt. Und damit war das Spiel aus. Auch wenn sie das nicht akzeptierte und nicht aufhörte zu schreien. Aber das war egal, denn niemand würde es hören.

## 11:15 Uhr, Wilhelminenhofstraße 20A

Paul starrte immer noch in die Flammen. In den ersten Tagen nach der Trennung war er nur gelaufen, stundenlang. Von der Wilhelminenhofstraße zum Alexanderplatz, einmal bis zum Tauentzien. Vorbei an Wohnblocks, Bürohäusern, Bauzäunen, Großflächenplakaten, deren Werbebotschaften ihm wie Hohn erschienen.

Berlin war kein Ort für ausgedehnte Spaziergänge. Man spürte die Tritte hart unter den Sohlen, es schmerzte im Rücken. Er hoffte auf Klarheit, auf klare Gedanken, aber er fand nur Erschöpfung und kehrte nach den Gewaltmärschen entkräftet zurück in den Raum, der jetzt sein Zuhause sein sollte. Erschöpft fand er Schlaf.

Schließlich hatte er zu schreiben begonnen: »das Werk«. So hatte Paul bei den Treffen mit Leander Holz das bezeichnet, was ihn zwölf Wochen lang beschäftigt hatte. Wenn Paul dem Freund vom Fortgang der Arbeit erzählte, dann mit ironischem Unterton. Es war eine Art Selbstschutz, der zugleich die Zweifel an seinem Tun offenlegte.

Das Wort »Roman« wäre Paul nicht über die Lippen gekommen. Doch genau darum ging es. Paul hatte einen Roman geschrieben. Nachdem er tagelang wie ein aufgezogenes Spielzeug durch die Straßen der Stadt marschiert war, hatte er das getan, was er schon immer gewollt und niemals gewagt hatte: schreiben. Paul hatte gegessen, notiert, Figuren erdacht, einen Plot entwickelt, Tage und Nächte über seinem Notebook verbracht, den Kopf aufgestützt auf dem Türblatt. Er hatte von Instant-Kaffee und belegten Broten gelebt. Er hatte alles um sich herum vergessen, Wut und Enttäuschung in die Tastatur gehackt und war weit hineingetrieben in diese Geschichte. In seine Geschichte.

Schreibend war er zurückgekehrt in eine Zeit lange vor dem Mauerfall. Eine Kindheit zwischen Sozialismus und Kaugummi-Bildchen, zwischen Vater, Partei und Staat, die für sich in Anspruch nahmen, immer Recht zu haben. Eine kleine Welt,

deren Geborgenheit zu Enge und deren Fürsorge zu Bevormundung wurde, sobald man an ihre Grenzen stieß. Paul hatte diese kleine Welt, die längst weg war, wiedergesehen wie durch eine Zeitlupe. Die Zeit nach dem Mauerfall war viel schneller vergangen: das Studium, Hannah, der Job, Emmas Geburt, in irrwitziger Geschwindigkeit. Er hatte Schritt gehalten und dann war er abgesprungen.

735 Seiten. Anderthalb Pakete beschriebenen 80-Gramm-Allzweck-Papiers. Wieder hatte er etwas zu verlieren. Mehr als die Portokosten, die Paul opferte, um das Manuskript in kleinen Hermes-Päckchen an sämtliche großen Verlagshäuser zu schicken, damit die über sein Schicksal entschieden.

Den ganzen Sommer wartete Paul, lief wieder durch die Stadt, traf sich mit Leander zum Bier. Er hatte ihm das Manuskript zu lesen gegeben und sich an dessen freundliches Lob geklammert. Doch das hielt nicht lang, dann holte es ihn alles wieder ein: die Zweifel, die Gedanken an Emma, die Wut.

Auf einem seiner Fußmärsche hatte er Hannah und Emma gesehen; plötzlich, kurz vorm Boxhagener Platz, aus sicherer Entfernung. Sie aßen Eis. Wie in einem oft gesehenen Film waren ihm jedes Detail, jede ihrer Gesten vertraut und doch nicht zu greifen. Er war davongelaufen, ehe sie ihn bemerkten. Emmas Geburtstagsgeschenk, eine Puppe, hatte er heimlich vor der Wohnungstür abgesetzt. Sollte Hannah das machen! Es war besser, das Kind jetzt nicht noch mehr zu belasten.

Paul wartete täglich auf eine Antwort der Verlage. Wenn er den Hausflur betrat, fuhr er mit der flachen Hand durch den Schlitz seines Briefkastens, weil er auf ein Kuvert mit Aufdruck von Suhrkamp, Hanser, Rowohlt, S. Fischer hoffte. Er fand nichts als Werbung.

Als die Kuverts endlich kamen, enthielt jedes von ihnen die gleichen dünnen Zeilen. *Vielen Dank ... leider müssen wir Ihnen ... in unserem Hause keinerlei Möglichkeit ... Bitte betrachten Sie dies nicht als Urteil über den literarischen Wert Ihrer Arbeit. Weiterhin bitten wir um Verständnis, dass wir unaufgefordert eingesandte Manuskripte ... Mit freundlichen Grüßen.*

All die Jahre, in denen er bei Brauxel & Partner im Akkord PR-Anzeigen, Pressemeldungen, Newsletter getextet hatte, hatte er sich gewünscht, wirklich zu schreiben. Nun hatte er es gewagt, aber niemand kaufte seine Geschichte. Vom Roman blieb nur das Papier, eine lange, einsame Arbeit. Und danach ein Nichts.

Es musste brennen, das Papier.

Zerstören, was nicht wert war erhalten zu werden; morsche Brücken, Illusionen. Die 1,2 MB Word-Datei »roman.doc« hatte er von seiner Festplatte gelöscht. Unterm Ofen hatte er Anzünder und Holz gefunden. Es war ihm geglückt, ein Feuer zu entfachen. Er nahm sich die Zeit, eine Seite nach der anderen auf die Glut zu legen und zuzusehen, wie die Flammen Zeile für Zeile auslöschten.

»Ich such die DDR, und keiner weiß, wo sie ist ...« Paul sang ganz leise den letzten Song einer Ost-Berliner Punkband. Soundtrack einer Jugend, gerissener Film, Erinnerungsmüll. »Yvetta«, so hieß das Original des Songs. »Ich such die Yvetta, und keiner weiß, wo sie ist ...« Ein albernes Schlagerliedchen, das Pauls Mutter mitgesungen hatte, wenn es im Radio lief.

Zart zog Rauch in den Raum. Vermutlich Dreck im Abzug, und man musste sich kümmern, bevor der Winter kam.

### **11:35 Uhr, unter dem Pflaster Berlins**

»Sie hat sich beruhigt«, sagte der Mann mit den breiten Schultern. »Ich habe ihr was gegeben.«

»Ja. Sie wird keine Schwierigkeiten mehr machen«, antwortete der andere. »Öffne die Tür und lass mich einen Moment mit ihr allein.«

Der mit den breiten Schultern tat, was ihm befohlen worden war. Er öffnete und ging den Gang hinab.

*Das also ist der Abschied. Schade. Du hast mich enttäuscht. Und ich kann nichts mehr für dich tun. Warum auch? Du ekelst mich an. Ich kann deine Angst riechen. Sie tritt aus dir aus, rinnt*

*an dir herab. Das ist nicht mehr schön. Es ist Dreck, Gestank, ein jämmerliches Theater. Behalte deinen Schmerz. Ersparen wir uns das. Du bist nichts, nur der Abschaum meiner reinen Gedanken. Du bist eine blasse Sau mit goldenen Haaren, ein Tier in meinem Stall. Ich will das nicht länger ansehen.*

## **12:00 Uhr, Wilhelminenhofstraße 20A**

Paul schob den verbliebenen Stapel Papier in die Flammen und verschloss die eiserne Ofentür. Irgendwo im Haus regte sich was. Am Vormittag war es hier sonst immer ganz still, die Ratten krochen erst mittags aus ihren Löchern. Paul ging den Leuten im Haus aus dem Weg, aber er behielt sie im Auge. Niemand von denen ging arbeiten – es gab keine bürgerlichen Existenzen, keine geregelten Einkommen.

Das Haus selbst war aus der Ordnung gefallen. Ein Miets- haus aus der Blütezeit der Industrie in Oberschöneweide. Ein Übergangsobjekt. Alt und marode, ungeklärte Besitzverhält- nisse. Die WoGeBo, die kommunale Wohnungsgesellschaft, hatte die Zuständigkeit bis auf weiteres inne. An eine Sanierung war nicht zu denken. Den finalen Freizug der fünf verbliebenen Mieteinheiten des Vorderhauses hatte man mehrfach auf- geschoben und die Kosten für gelegentliche notdürftige Re- paraturen einkalkuliert.

Eine vertretbare Investition, von der der feste Wohnungs- bestand profitierte. Seit Jahren quartierte die WoGeBo im Haus Problem-Mieter ein, die das soziale Gefüge in anderen Häusern belasteten und die man nicht so leicht loswerden konnte.

Ein Dreckshaus. Sperrmüll, Gestank. Paul bewohnte das Dachgeschoss; unter ihm wohnte Patschke und darunter Kempe. Patschke mochte um die dreißig sein, ein schüchterner, unbeholfener Junge, gefangen in einem käsigen, vom Trinken aufgeschwemmten Leib. Ein harmloser Säufer, der den Blicken